



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Reichskommissar an der Elbe. Die überall freudig begrüßte Ernennung des Reichskommissars Freiherrn von Nichteusen ist ein so bedeutamer Schritt, daß es sich verlohnen dürfte, wenigstens nach einer Richtung das Feld seiner Thätigkeit anzudeuten. Zuvor aber möchten wir es auch bei dieser Gelegenheit betonen, daß mit den vorhandenen Gesetzen unendlich viel zu machen ist, wenn sie zur rechten Zeit angewendet werden, und daß der fortwährende Ruf nach neuen Bestimmungen gewöhnlich der Scheu vor der Ausführung des Gebotnen entspringt.

Gewiß, es ist ein außerordentlich umfangreiches Gebiet, das Herr von Nichteusen übernimmt, denn es umfaßt alle die mannichfachen Anordnungen, die die Gesundheitspflege erfordert. Geht man zunächst von Hamburg aus, so muß es billig in Erwägung gezogen werden, daß man von Not und sogar von Elend dort spricht und öffentliche Unterstützung für nötig erachtet. Steht denn Hamburg nicht unter dem Gesetze über den Unterstützungswohnsitz vom 6. Juni 1870? Wir denken, unzweifelhaft, und damit ist doch auch der § 28 dieses Gesetzes zu beachten und auszuführen. Dieser lautet: „Jeder hilfsbedürftige Norddeutsche (jetzt Deutsche) muß vorläufig von demjenigen Ortsarmenverbande unterstützt werden, in dessen Bezirk er sich bei dem Eintritte der Hilfsbedürftigkeit befindet,“ und § 60 schreibt vor: „Ausländer müssen vorläufig von demjenigen Ortsarmenverbande unterstützt werden, in dessen Bezirk sie sich bei dem Eintritt der Hilfsbedürftigkeit befinden.“ Angesichts dieser Bestimmungen ist man doch zu der Frage berechtigt: Wie kann Not und Elend in der Weise, wie es veröffentlicht worden ist, Platz greifen, ohne sofort von der städtischen Armenverwaltung Abhilfe zu erfahren? Ist es Mangel an Ärzten oder sonstigem Personal, der dort herrscht? Nach den neuesten Mitteilungen keineswegs. Der Bedarf an Pflegepersonal ist gedeckt. Es kann also nur Mangel an Geld herrschen, und diesem kann doch sofort, nötigenfalls durch eine Anleihe, abgeholfen werden, wenn wirklich die Hamburger Staats- oder Gemeindefasse nicht hinlängliche Mittel zur Verfügung hätte. Die Stadt Hamburg bekommt jeden Augenblick Anleihen zu beliebiger Höhe, es ist also nur der Wille der betreffenden Verwaltung und Vertretung erforderlich. Diesen Willen herbeizuführen, wird wesentlich Sache des Herrn Reichskommissars sein. Die Gesundheit erfordert bekanntlich in erster Linie die nötige Ernährung und Pflege. Die Hamburger Behörden werden sich deshalb schleunigst entschließen müssen, den Bedürftigen auf Kosten der Stadt ein gesundes Obdach und den unentbehrlichen Lebensunterhalt, wozu auch Kleidung u. s. w. gehört, zu gewähren. Nimmt man die Zahl der Hilfsbedürftigen auf 100 000 an und unterstützt man jeden mit 50 Pfennigen täglich sechs Monate lang, so hat man neun Millionen Mark nötig, einen Betrag, der in Hamburg nicht schwer wiegt. Wenn die Hamburger also fünfzehn Millionen aufwenden wollen, und weshalb wollen sie nicht? so können sie noch viel über die ersten Anforderungen, das allernotwendigste hinaus bewirken. Die eingesandten ein oder zwei Millionen sind ein erfreuliches Zeichen der Opferwilligkeit, aber sie sind nur ein Wassertropfen auf den heißen Stein, und was sind sie anders als eine Ersparung für die guten und steuerfähigen Hamburger? Gegenüber dieser gesetzlichen Anforderung muß selbstverständlich jeder politische Groll verstummen. Ist auch mancher Hamburger in öffentlichen Versammlungen als Geldproze ver-

schrien worden, hat man ihm auch angedroht, sein Vermögenseigentum bei der ersten besten Gelegenheit zu allgemeinem Nutz und Frommen einzuziehen, steht er auch unter dem Eindrucke der Ankündigung: Wenn der gesetzliche Weg nicht gangbar wird, muß gewaltsam die jetzige Gesellschaftsordnung umgestürzt werden — jetzt ist der Augenblick gekommen, solchen bethörten Leuten zu zeigen, wie hilflos sie ohne ihre vermeintlichen Feinde sind, und wie wenig sie im Falle der Not von ihren vermeintlichen Freunden und Erlösern zu erwarten haben.

Wir können uns nicht denken, daß Herr von Richthofen in Hamburg ernstliche Schwierigkeiten bereitet werden sollten, wenn es auch den im kleinen Verwaltungsgebiete groß gewordenen sauer werden mag, aus dem alten Geleise in ein neues einzulenken. Sollte, wie ein Artikel in Nr. 215 des Berliner Reichsboten andeutet, die Hamburger Verwaltung nicht ausreichen, den jetzigen Anforderungen zu entsprechen, nun, so würde auch diese so bald als möglich, wenigstens so weit es die Gesundheitspflege erfordert, umzuformen oder zu ergänzen sein.

Schweizerische Französeleien. Ungefähr in denselben Tagen, wo der internationale Altkatholikerkongreß von seinen schweizerischen Wirten geschmacklosweise veranlaßt wurde, auf dem der Sage und Dichtung angehörenden Nütli der römischen Tyrannei einen internationalen Bundesschwur theatralisch entgegenzuschreien, zeigten sich einige deutsche Blätter von einem Artikel überrascht, worin die Neue Züricher Zeitung den französischen Flottenschwindel in Genua mit etwas rotem bengalischem Feuer beleuchtete. Die Deutschen, Engländer, Franzosen, Russen, Amerikaner jenes Kongresses hätten mehr Grund gehabt, sich über die Verknüpfung ihres ernststen, schweren Werkes mit den dem Lokalmythos angehörigen Nüttilieuten zu verwahren, deren That, wenn sie je gethan worden ist, durch unaufhörliche Glorifizierungen bis auf das Niveau der Reklame abgenutzt ist. Wenn Historiker wie Friedrich mitthaten, so zeigt das, wie der internationale Nebel auch klarere Köpfe berücken kann. Was den französischen Artikel des Züricher Blattes betrifft, so mögen sich die Italiener damit auseinandersetzen, daß ihnen im „neutralen“ Nachbarstaat die Republik als das hohe Ziel angepriesen wird, dem sie mit Hilfe der befreundeten Franzosen zustreben sollten. Wir wissen schon lange, daß jeder Staat des Dreibundes den überwiegend franzosenfreundlichen Schweizern unangenehm ist. Alle drei Monarchien, die sich in ihm zusammengeschlossen haben, negiren ja in jeder Kraftäußerung das republikanische Prinzip, das die Schweizer in gewohnter Überhebung für allein seligmachend erklären, und zugleich verhindern sie Frankreich, jenes politische Übergewicht wiederzugewinnen, mit dessen Hilfe auf einen Wink aus Paris alle Throne, wie die Thoren glauben, wanken würden. Da wir uns vor einiger Zeit etwas eingehender über die Neigung zur Kammergießerei ausgesprochen haben, die bei unsern hinter dem Ofen der Neutralität sitzenden Freunden weit verbreitet und fast natürlich ist, legen wir jenem Artikel weiter keinen Wert bei. Wir fragen aber unsre deutschen Zeitungen, warum sie nicht eine viel bezeichnendere Rundgebung registriert haben, die im letzten Sommer von dem ersten Beamten der Schweiz, dem Herrn Bundespräsidenten Haußer, ausging, als er in einer hochpolitischen Rede in Glarus von den Handelsverträgen sprach, die die Schweiz teils abgeschlossen hatte, teils noch verhandelte? Da kamen die Dreibundmächte, die der Eidgenossenschaft entgegengekommen waren, mit kühlen Erwähnungen weg, während Frankreichs handelspolitische Unfreundlichkeit mit rührenden Worten der Freundschaft beklagt wurde. Dieser höchste Beamte ließ sich dabei von seinem warmen Gefühle zu der falschen Behauptung hinreißen,

mit Frankreich sei die Schweiz durch den weitaus lebhaftesten Verkehr verbunden. Und doch steht Deutschland im Außenhandel der Schweiz in der ersten Linie, und doch sind die deutschen Börsen die entscheidenden Plätze für schweizerische Werte, und doch sind die Deutschen die am häufigsten in der Schweiz zu findenden Reisenden. Nur die Liebe kann so blind machen! Schon ein Blick auf das Eisenbahnetz hätte eine solche Behauptung unmöglich erscheinen lassen sollen. — Ein anderer Fall hat etwas mehr Beachtung in Deutschland gefunden, nämlich der Protest des Kantons Wallis gegen die von der eidgenössischen Post ausgehende Franzöfizierung seiner gutdeutschen Ortsnamen in dem oberhalb Sitten (Sion) gelegenen deutschen Wallis. In dieser Angelegenheit, die für die Verlogenheit der Phrase von der nationalen Gleichberechtigung in der Schweiz sehr lehrreich ist — in Wirklichkeit halten die Deutschschweizer den vielgepriesenen nationalen Frieden durch Opfer aufrecht, die sie unaufhörlich dem Franzosentum bringen —, hat sich dieselbe Neue Züricher Zeitung das Verdienst erworben, die Franzöfizierung, die den deutschen Wallisern von den Bundesbeamten, der Eisenbahn u. s. f. aufgezungen wird, mit einem Mute zu besprechen, den man in einer solchen Frage bei den meisten deutsch-schweizerischen Blättern vergeblich sucht. Sie verdient nicht, durch und durch franzosenfreundlich genannt zu werden, wie es in deutschen Blättern bei Gelegenheit des genuessischen Artikels geschehen ist; sie erinnert sich dann und wann, daß sie in deutscher Zunge schreibt. Aber freilich hindert das nicht, daß sie deutsche Verhältnisse mit dem ihren Lesern wohlthuenden Übelwollen und wenig Verständnis bespricht. Die in der Wolle gefärbten Franzosenfreunde in der deutsch-schweizerischen Presse muß man weiter westlich suchen.

Brotpreis und Brotverkauf. Roggen und Weizen haben einen noch nie dagewesenen Preissturz erlitten, Brot und Semmel aber sind klein geblieben — so jammern die Hausfrauen und die Stadtblättlein, und die Agrarier ziehen ihre Folgerungen daraus. An einigen Orten macht die Polizei Miene, den Bäckern zu Leibe zu gehen, sie weiß nur noch nicht recht wie? Die liberalen Blätter warnen: das möge sie nur sein bleiben lassen, und diese Warnung ist wohlbegründet. Denn was thun dem die Bäcker anders, als daß sie ihre „Chancen“ ausnutzen? Wo blieben aber die wirtschaftliche Freiheit und das Privateigentum, diese beiden Grundpfeiler unsrer Gesellschaftsordnung, wenn es irgend jemand oder gar einem ganzen Stande verwehrt würde, seine „Chancen“ auszunutzen? Und wo bliebe der Reichtum? Durch seiner zehn Finger oder seines Kopfes Arbeit allein, ohne Chancen, wird doch wohl niemand reich? Und wo blieben die idealen Güter ohne reiche Leute, namentlich ohne die reich gewordenen Bäcker- und Fleischermeister? Ich erinnere mich noch mit Vergnügen des Gesichts eines Bäckers, der sich zur Ruhe gesetzt hatte. Es war der Inbegriff aller Idealität; man sah ihm noch alle Ohrfeigen an, die der Mann als Lehrling gekriegt hatte, und wenn er es zum Fenster seines Hochparterres heraussteckte, so liefen alle spielenden Kinder entsetzt davon. Zu den Chancen, die dem Bäcker auszunutzen freistehen muß, gehören auch das Angebot von Lehrlingen und der Lehrling selbst. Schon vor dreißig Jahren, als die Konkurrenz noch nicht so toll war wie heute, sagte mir einmal eine großstädtische Bäckersfrau: Ich begreife nicht, wie es immer noch Eltern geben kann, die ihre Zungen zum Bäcker in die Lehre schicken; die Schinderei, die sie bei uns erdulden, ist unerhört; aber es geht nicht anders, wenn wir durchkommen wollen. In neuerer Zeit schienen die Berliner Bäcker Oberschlesien als beste Bezugsquelle für Lehrlinge entdeckt zu haben. Wenigstens richtete vorn

Jahre ein Geistlicher der Reichshauptstadt eine Warnung dahin; im Frankenhause hatte er wahrgenommen, wie die Leiber der Jungen zugerichtet wurden. Auch schon in kleinern Städten gehört die Backstube nicht gerade zu den wohnigsten Orten. Vor einiger Zeit ging folgende kleine Geschichte durch die Presse. In einer Stadt von zwanzigtausend Einwohnern haben die Bäckerlehrlinge von Sonnabend zu Mittag ununterbrochen bis Sonntag zu Mittag Dienst. Natürlich verschlafen sie den Sonntag Nachmittags. Eines Sonntags nun wurden sie nachmittags um zwei Uhr von der Polizei aus den Betten geholt und in die Fortbildungsschule geschleppt, dadurch wurde die Aufmerksamkeit des Publikums auf sie gelenkt. In den Backstuben und Schlafkammern herumzukriechen und zu untersuchen, wie weit Bebel wahrheitsgetreu berichtet hat, ist nicht jedermanns Sache, aber zu sehen, was einem auf der Straße begegnet, das kostet keine besondere Mühe. Allerlei Sport wird heutzutage betrieben, und so könnten sich eigentlich gemeinnützige Herren versuchshalber einmal darauf verlegen, mit Broten angefüllte Wäschkörbe auf der Schulter, oder mit Kuchen und Striezeln bedeckte lange Bretter auf dem Kopfe eine Viertelstunde weit zu tragen, wie es fünfzehnjährigen schwächlichen Bäckerlehrlingen zugemutet wird, auch bei zwanzig Grad Kälte, wo der Umstand, daß sie die Hände keinen Augenblick von der Last losmachen können, die Situation noch besonders erschwert. Die meisten Bäcker mögens wohl so treiben müssen, um nur eben durchzukommen, einige aber werden doch auch reich dabei. Und, wie gesagt, vom Standpunkte des heutigen Eigentumsrechts aus läßt sich dagegen nichts sagen noch thun. Nicht der Bäckermeister wird bestraft, der durch den Verbrauch von Lehrlingen und durch die Verkleinerung der Brotportionen armer Leute Reichtum anhäuft, sondern der in seinem Dienste arbeitsunfähig gewordne Gesell, der ihm zur Stillung seines Hungers eine Fünfspennigsemmel stiehlt. So will es der heutige Eigentumsbegriff; daß dieser Begriff nach dem Zeugnis der Geschichte veränderlich, daß er der Berichtigung fähig und heute einer solchen bedürftig sei, das darf in der Presse der „Ordnungsparteien“ nicht behauptet werden, das wäre ja Sozialdemokratie!

Übrigens driecht das liebe Publikum mit seinem ewigen Geschrei gegen die Bäcker auch noch in anderer Beziehung leeres Stroh, weil nämlich bei der unvernünftigen Form des Brotverkaufs gar keine Kontrolle des Geschäftsgewinns der Bäcker möglich ist. Während bei allen andern Waren das verkäufliche Stück oder Quantum immer dasselbe bleibt und der Preis wechselt, bleibt bei Brot und Semmel der Preis derselbe, und das Stück wird bald größer bald kleiner, „hälber“ natürlich kleiner als größer gemacht. Man hat nicht Dreispfund- und Sechspfundbrote, sondern Dreißigpfennig- und Sechzigpfennigbrote, früher hießen sie Zweigroschenbrote. Es ist so, wie wenn der Tischler Fünf- und Zehnmarkstühle, der Kleiderkaufmann Zehn- und Zwanzigmarkkröcke führen und sie mit ab- und aufschlagenden Holz- und Tuchpreisen größer und kleiner „bauen“ wollte. Die einzig richtige Verkaufsweise ist auch beim Brote keineswegs unerhört. Sie war z. B. ehemals in der Knappheitsbäckerei des niederschlesischen Kohlenreviers eingeführt und wurde in der Teuerungszeit der fünfziger Jahre auch anderwärts nachgeahmt. Ein wohlhabender Lederhändler in Landeshut gründete eine große Bäckerei und ließ darin ein sehr nahrhaftes Brot backen, das bei seiner verhältnismäßigen Billigkeit eine Wohlthat für den Ort wurde. Ohne das Kolbrot würden die Armen des Städtchens damals noch weit mehr gelitten haben, denn sich an Bäckerbrot satt zu essen war für sie schlechterdings unmöglich. Kolbe ließ die Brote immer gleich groß herstellen, wenn ich nicht irre, zu drei und sechs Pfund. Auf

jedem Wochenmarke kaufte er so viel Getreide ein, als in sieben Tagen voraussichtlich verbraucht wurde, und mit dem Marktpreise des Getreides schlug sein Brot auf und ab. So begab sich der Unternehmer zwar der „guten Chancen,“ war aber auch das Risiko los; er hatte seinen reellen Geschäftsgewinn, und diesen immer sicher. Wird nicht das Getreide, sondern das Mehl eingekauft, so ändert sich die Sache dadurch nur wenig, weil der Mehlpreis dem Getreidepreise rasch und ziemlich genau zu folgen pflegt. Bei der heutigen Marktrechnung wäre die Berechnung ungemein einfach. Schlägt der Zentner Roggen eine Mark auf oder ab, so wird das Pfund Brot um einen Pfennig teurer oder billiger verkauft. Daß das Pfund Roggen etwas weniger als ein Pfund Mehl, und das Pfund Mehl etwas mehr als ein Pfund Brot ergibt, kann dabei außer Acht gelassen werden. Für den rechtschaffnen Bäcker giebt es keine bequemere Art des Brotverkaufs als diese; die wöchentliche Preisberechnung nimmt keine Minute Zeit weg; wenn er dabei die Pfennigbrüche nach oben abrundet, so wird es ihm niemand verübeln. Dagegen ist es weit umständlicher, zu berechnen, um wie viel ein Brot von fünf- und dreiviertel Pfund vergrößert oder verkleinert werden muß, wenn der Roggen eine Mark auf- oder abgeschlagen hat. Und zu der schwierigeren Berechnung kommt dann noch die Mühe des Abwiegens, oder käme vielmehr, wenn es sich die Bäcker nicht viel leichter machten: schlägt das Getreide ab, so nehmen sie so viel Teig wie bisher, schlägt es auf, ein beliebiges Klümplein weniger. Bei der oben vorgeschlagenen Verkaufsart macht das Abwiegen auch dem gewissenhaften Bäcker keine Mühe; er hat immer dieselbe Menge Teig zu nehmen und hat sie durch Übung schon im Griff. Das wäre das Vernünftigste und Bequemste. Aber die Herren Bäcker werden sich hüten, eine Verkaufsweise anzunehmen, bei der sie nicht allein die eine Hälfte ihrer Chancen einbüßen würden — die andre Hälfte, die der billigen Lehrlinge, verbliebe ihnen auch so —, sondern durch die sie überdies noch ihre Kunden in den Stand setzen würden, nachzurechnen und nachzuwiegen.

Vom Erfindersport. Will uns Bürgern des Jahrhunderts der Naturwissenschaft und der Erfindungen dann und wann bei unsrer Gottähnlichkeit bange werden, so brauchen wir nur auf die Zwischenhändler zu blicken, die den Verkehr zwischen der Wissenschaft und uns, dem großen Publikum, vermitteln, den Vertrieb aller Entdeckungen und Erfindungen besorgen. Die beschleicht niemals Zweifel oder Kleinmut. „Wir treffen immer ins Schwarze, und wenn da, wo unsre Kugeln einschlagen, das Zentrum nicht gezeichnet ist, so ist's die Schuld des Zeichners der Scheibe, nicht die unsre! Die Wissenschaft irrt nie.“ Aber ihr habt ja selbst in dem und dem Falle mit aller Entschiedenheit eine Entdeckung für einen Irrtum erklärt. „Nun ja, da war eine Übereilung vorgekommen. Bedauerlich, aber möglich und immer höchst selten.“

Uns will dagegen bedünken, daß Übereilungen, nicht erst seit gestern, ziemlich häufig vorkommen, und daß sie sich in neuester Zeit in beunruhigender Art häufen. Blättern wir ein wenig zurück.

Es wird ein halbes Jahrhundert her sein, daß der Redakteur einer landwirtschaftlichen Zeitschrift, Sprengel oder Sprenger, Liebig's Agrikulturchemie heftig anfocht. Man lächelte dazu mitleidig oder verächtlich. Ein homo ignotus, Lehrer an einer Ackerbauschule in Pommern, und eine der erhabensten Leuchten der Wissenschaft — wie abgeschmackt! Der Mann ist denn auch wohl gänzlich vergessen, leider die Agrikulturchemie nicht minder, und wenn der Name Justus Liebig noch heute in der ganzen zivilisirten und einem großen Teile der unzivilisirten Welt

bekannt ist, so dankt er das wohl vornehmlich gewissen Porzellantieglern mit seinem Namenszuge.

War das eine Freude, als man erfuhr, die Büffelherden der Prärien Amerikas würden künftig, anstatt Raubtiere zu mästen, Kondensfirt und extrahirt dazu dienen, die Sammergestalten des „strophulosen Gefindels“ in Europa in lauter britische oder mecklenburgische Pächtertypen umzuwandeln! Da saß eine Gesellschaft von Fortschrittsfreunden beisammen um eine Suppenschale mit kochendem Wasser, und das Haupt der Versammlung füllte feierlich wie ein Oberpriester genau nach Vorschrift einen Theelöffel brauner Latwerge in die wallende Flut, rührte um, kostete und ließ kosten, und der Vorgang wiederholte sich aber- und abermals, immer mehr schwand der Inhalt des Töpfchens, immer länger wurden die Gesichter, bis endlich einer erklärte, nun erst verstehe er die Geschichte des Rheinländischen Hausfreundes von der Kieselsteinsuppe: wenn zu der Kraftbrühe aus Südamerika Kräuter, Gemüse, Wurzeln und vor allem ein tüchtiges Stück Fleisch gethan werde, könne man den guten Extrakt für ein andermal aufheben, wie der Pilger „die guten Kiesel.“

Ungefähr so lauten auch die Belehrungen über den Wert des Fleischextrakts, die die Liebig Company „unentwegt“ veröffentlicht, und da sie die hohen Ankündigungsgelühren aufwenden kann, muß das Geschäft noch immer blühen. Vorsichtige Gelehrte erklärten aber schon damals den berühmten Justus für einen sehr phantasievollen Mann, freilich sprachen sie das nur in ganz vertrauten Kreisen aus. Warum nicht öffentlich? Ei nun, weil sie nicht öffentlich gefragt worden waren, und aus andern guten Gründen.

Es wäre kein Ende zu finden, wollten wir alle die Erfindungen für die natürliche Nahrung des Menschen aufzählen, die eine Zeit lang als Wunder gepriesen wurden, um dann wieder durch neue Erfindungen verdrängt zu werden, all die Kondensfirungen, Konzentrirungen, Extrahirungen u. s. w., auf die nur zu oft angewendet ist, was seiner Zeit von den künstlichen Düngemitteln gesagt worden ist: sie hätten in der einen Westentasche Platz, und in der andern die Ernte.

Auch nach Liebig's Tode ist der Boden für überraschende Erfindungen München geblieben, doch in anderer Richtung. Es vergeht kaum ein Jahr, ohne daß von dort ein neues Verfahren zum Ersatz der Freskomalerei verkündet würde. Und da die Welt durch das traurige Ende der weiland berühmten Münchner Stereochromie etwas mißtrauisch geworden ist, bescheinigt regelmäßig Herr v. Pettenkofer, er habe das neue Verfahren einer gründlichen Prüfung unterzogen und es völlig gewappnet gefunden gegen jede mögliche Ansechtung durch die zerstörende Kraft unsers Klimas. Dieses Vertrauen hatte man allerdings auch zum Wasserglas. Allein solche Täuschung kann jetzt nicht mehr vorkommen, denn Herr v. Pettenkofer kondensirt oder extrahirt die ununterbrochne allmähliche Einwirkung der Atmosphäre, das Regen und Auflösen der Regentropfen, der feuchten Winde, den Wechsel zwischen Frost und Hitze — natürlich muß er das thun, da er sonst nicht behaupten könnte, in Frist von Monaten oder vielleicht einem Jahre alles ausprobirt zu haben. Wie er das macht, ist sein Geheimnis. Als er vor etwa einem Viertelfahrhundert den Spiritusdunst, dessen sich Bilderverstauratoren zum Auflösen der Firnisse längst bedienten, als „Regenerator“ alter Gemälde proklamirte, hatte er offenbar das Geheimnis, die Arbeit des Zahns der Zeit zu kondensiren, noch nicht entdeckt, sonst würden die Galeriedirektoren, die seinem Rufe folgten, nicht nach wenigen Jahren so bittere Reue empfunden haben. Wer nach solchen Erfahrungen noch an neue Arcana glaubt und seine eignen Schöpfungen zu Ver-

suchen hergeben will, hat das mit sich selbst auszumachen; Hüttern fremder Kunstschätze wird hoffentlich ein für allemal der Weg zu solchen Abenteuern verlegt, und neue Monumentalbauten werden nicht mit malerischem Schmuck in einer noch nicht genügend erprobten Technik versehen werden.

Leider muß auch manchen Ärzten Übereilung vorgeworfen werden. Sie lassen sich von der Wirkung neuer Präparate blenden, wie seiner Zeit die Industrie von den unseligen Anilinfarben, die wir nun nicht wieder loswerden können, wenn man ihre Fabrikation nicht einfach verbieten will. Fort und fort kommen neue Mittel in Mode, die „völlig unschädlich“ sein sollen, Kindernahrung, schlaffördernde Pulver, Tränkchen gegen einzelne oder gegen alle Krankheiten ohne Unterschied; die Steinkohlenlager werden zu einem wahren Arsenal von Wundermitteln; mit Emphase wird verkündet, daß Rohr- und Rübenzucker entbehrlich geworden seien durch das Saccharin, dessen Genuß gar keine nachteiligen Folgen haben „könne.“ Woher wissen denn das die Herren? Aus mehrmonatlicher Beobachtung! Und wenn noch einige Monate mehr beobachtet worden ist, stellt sich gewöhnlich der hinkende Bote ein. Dies greift den Magen an, jenes die Nerven u. s. w. Inzwischen aber ist vielleicht der Organismus von Tausenden geschädigt worden. Man begreift ja die gute Absicht, Leidenden Linderung zu verschaffen, doch kommt es bei Lichte besehen auf das von Faust geschilderte Verfahren seines Vaters, des dunkeln Ehrenmanns, hinaus. Welches Wesen und Anwesen ist eine Zeit lang mit dem Salicyl getrieben worden, daß wir meinen konnten, täglich eine Portion davon könne den Menschen nähren, gesund erhalten und steinalt werden lassen. Wenn die Menge in hellen Haufen einem Aneipp und Konforten zuläuft, so hat das zum nicht geringen Teil seinen Grund darin, daß die Ärzte auch experimentieren, und die Experimente der Naturärzte scheinbar ungefährlicher sind.

Kein Verständiger wird das glänzende Werk der modernen Naturforschung deshalb bemäkeln, weil dann und wann ein Fehlgriff mit unterläuft. Aber fordern müssen wir, daß Forscher und Praktiker nicht unreife Früchte auf den Markt bringen. Und das Reisen erfordert bekanntlich Zeit, für die es kein Surrogat giebt. Das sehen jetzt sogar die Technologen ein, die so lange glaubten, das langsame Trocknen des Holzes durch Auslaugen ersetzen zu können, bis die „imprägnirten“ Möbel nach allen Richtungen barsten.

Mißbrauch der Sprache. Unter diesem Titel hat 1884 der verstorbene preussische Schulrat Wiese ein Büchlein veröffentlicht, worin er unter anderm auch auf die sittliche Gefahr hinweist, die in dem immer mehr um sich greifenden Gebrauch superlativer Ausdrücke in der Umgangssprache wie in der Geschäftssprache liege. Leider hat das Übel seitdem große Fortschritte gemacht. Die Sprache z. B., in der unsre Konzerts- und Theaterberichte jetzt abgefaßt werden, ist bei einem Grade der Übertreibung angelangt, der kaum mehr überboten werden kann. Wenn sich im Theater nach Schluß eines Aktes einige Hände zu mäßigem Beifall regen, so berichtet der Kritiker am folgenden Tage von „rauschenden Ovationen“ u. dgl. Aber auch die Sprache der kaufmännischen Anpreisung, der „Reklame,“ wird von Jahr zu Jahr schlimmer. Man überbietet sich gegenseitig immer mehr darin, seinem Geschäft und seiner Ware einen Wert beizulegen und Vorzüge nachzurühmen, an die man selber nicht glaubt. Ein haarsträubendes Beispiel dieser Art geht gerade jetzt durch die Zeitungen. Das Berliner Tageblatt zeigt in einer großen Anzahl von Zeitungen an, daß es am 1. Oktober einen neuen „dreibändigen“ Roman von Spielhagen beginnen werde. In der Anpreisung heißt es unter anderm:

„Der Meister (!) der deutschen Romandichtung bietet in dieser großen Schöpfung (!) ein Werk von brennender (!) Aktualität und hinreißendem (!) poetischem Zauber. . . . Die Gestalten springen plastisch aus dem glänzend detaillirten Milieu (wie abgeschmackt zugleich!) heraus und zwingen (!) uns, mit ihnen zu leiden, mit ihnen zu jubeln (!). Jener verwirrende (aha!) und doch unsagbar (!) keusche Liebeszauber (schon wieder Zauber!), der alle Werke Spielhagens auszeichnet, verklärt (!) auch die Handlung dieses neuen Romans.“ Das stärkste aber kommt zum Schluß. Der lautet: „Im ganzen kann man dieses neue Werk als eine Dichtung von echter (soll heißen: echt) deutscher Art bezeichnen, groß gedacht, großartig durchgeführt, ein Weihgeschenk (!) des Genius (!) an die deutsche Nation (!).“

Spielhagen und sein Talent in Ehren! Aber von einem Spielhagenschen Roman einen Ausdruck zu gebrauchen, wie er etwa auf Goethes Iphigenie passen würde, das ist entweder eine Frechheit oder — ein Irrtum. Wir wollen einmal das letzte annehmen: der Verfasser dieser Anpreisung kann unmöglich ein Deutscher sein, sonst müßte er wissen, was man im Deutschen unter Weihgeschenk, unter Genius und unter Nation versteht.

Eine neue Zeitung. Auf meiner vierwöchigen Sommerfrische in Schwaben hatte ich es mir dies Jahr absichtlich einmal verboten, mir mein Leipziger Leiborgan nachzuschicken. Ich wollte es einmal drauf ankommen lassen, wollte einmal sehn, welche Lücke es in meine Existenz, in mein Wissen, Denken, Meinen und Fühlen reißen würde, wenn mir diese Geistesquelle vier Wochen lang nicht flösse. Ich bin schamlos genug, zu gestehen, daß ich mich sehr wohl dabei befunden habe. An dem Orte, wo ich mich aufhielt, gab es allerdings nicht eine einzige Leipziger Zeitung, aber dafür eine große Masse andrer, namentlich süd-deutscher, die mich durch die Zämmerlichkeit ihrer Maché oft geärgert, aber doch auch oft belustigt haben. Freilich, aus Leipzig erfuhr ich darin gar nichts. Während ich aus vielen andern mittel- und norddeutschen Städten oft Nachrichten darin fand, die durchaus nicht von welterschütternder Bedeutung waren, war das einzige, was aus Leipzig berichtet wurde, daß wegen der Cholerafahre die Michaelismesse dies Jahr ausfallen würde. Nicht einmal über den deutschen Architektentag, der Ende August in Leipzig abgehalten wurde, und der dabei sein halbhundertjähriges Bestehen feierte (der erste war 1842 auch in Leipzig abgehalten worden), konnte ich irgendwo etwas finden.

Anfangs wunderte ich mich über diese völlige Abwesenheit Leipzigs in der dortigen Presse. Aber allmählich kam ich hinter die Ursache. Die Nachrichten aus andern Städten waren auch keine „Originalkorrespondenzen“, sondern sie waren augenscheinlich aus Lokalblättern der betreffenden Städte nachgedruckt. Leipzig, das große, reiche, stolze Leipzig, hat es aber merkwürdigerweise bis jetzt nicht zu einer Lokalzeitung bringen können, der die übrige deutsche Presse irgend welche Beachtung zu schenken genötigt wäre. Die „Leipziger Zeitung“, die man annehmen muß, ist eben kein Leipziger Lokalblatt, sondern ein sächsisches Blatt. In den letzten zwanzig Jahren ist zwar oft die Rede davon gewesen, wie wünschenswert es sei, daß Leipzig, die große Handels- und Fabrikstadt, der Sitz des Reichsgerichts, der Sitz der zweiten und in mancher Beziehung ersten deutschen Universität, der Mittelpunkt des deutschen Buchhandels, die Hauptpflegestätte der Musik in Deutschland, eine seiner würdige Zeitung in großem Stil erhalte, wiederholt hieß es auch, es sei im Werke, eine solche Zeitung zu gründen, aber immer blieb es bei den Wünschen und Gerüchten.

Soeben wird nun mit großem Geräusch für den 1. Oktober d. J. eine neue Leipziger Zeitung angekündigt. Sie soll von Anfang Oktober bis Ende Januar an 120 000 Personen gratis verteilt werden, je einen Monat lang an 30 000 Personen. An dem nötigen „Kapital“ scheint es also nicht zu fehlen. Ob die neue Zeitung aber die bisher vermißte werden wird? Die Unternehmer haben sich die Aufgabe gestellt, sie „zu einem angesehenen, gern gelesenen und weit verbreiteten Blatte zu machen. Politisch unabhängig, wird es vor allem bestrebt sein, in wirtschaftlicher Beziehung die Wünsche (!) der Leipziger Bevölkerung zum Ausdruck zu bringen und der Industrie und dem Handel nach Kräften nützlich zu sein. Inhaltlich wird das neue Blatt allen Anforderungen zu entsprechen suchen, welche man an eine größere Zeitung zu machen berechtigt ist. Dem Leser wird ein reichhaltiges Material zu seiner Orientirung, Belehrung und Unterhaltung geboten und dabei im Hinblick auf die verschiedensten individuellen wie gesellschaftlichen Bedürfnisse allen Seiten des öffentlichen Leben in gleicher Weise Aufmerksamkeit und Berücksichtigung zu teil werden.“ Das ist sehr viel versprochen, und sehr wenig, wie man's nimmt. Bedenklich klingt das Wort „Wünsche“; wir haben es immer für die höchste Aufgabe einer „unabhängigen“ Presse gehalten, nicht „Wünsche“ zum Ausdruck zu bringen, sondern Kritik zu üben. Nun, wir hoffen das beste. Wir hoffen namentlich auch, daß über das vielverzweigte geistige Leben Leipzigs in der neuen Zeitung nicht von Knaben, Bananen und Psemitzschreibern, sondern von hochgebildeten, reifen und urteilsfähigen Männern gesprochen, daß die niedrige Vereinsmeierei und Vergnügungsindustrie, die sich in der Leipziger Tagespresse so entsetzlich breit macht, aus dem redaktionellen Teil unerbittlich ferngehalten und ausnahmslos in den Inseratenteil verwiesen werden, endlich daß sich auch die Sprache der neuen Zeitung über das verrufene landläufige Zeitungsdeutsch erheben werde; auch die unbedeutendste Polizeinachricht braucht den Lesern nicht in Schutzmanndeutsch vorgelesen zu werden. Leider verrät der Titel der neuen Zeitung nicht gerade viel sprachliches Feingefühl; sie nennt sich: Leipziger neueste Nachrichten. Das ist genau so, als wenn jemand von dem Leipziger höchsten Kirchturm, dem Leipziger schönsten Mädchen und dem Leipziger besten Bier reden wollte. Daß die „Leipziger neuesten Nachrichten“ in den „Münchener“ und den „Berliner“ neuesten Nachrichten“ schon Vorgängerinnen haben, dadurch wird der Titel nicht besser. Immer selber denken, nicht nachmachen!

Kurmusik. Ferne sei es, von der Kurmusik im allgemeinen nachteiliges zu sagen. Wenn sie auf der Schlußrechnung erscheint, mag sie bei einem Bade- oder Trinkgast bittere Empfindungen erregen, aber so lange er noch seine vorschriftsmäßigen Morgenspaziergänge macht, von Becher zu Becher und endlich zum ersehnten Frühstück, würde er ungern die taktmäßige und mehr oder weniger melodische Begleitung seiner Schritte entbehren; ein Stammgast von Marienbad behauptet, das Wasser allein thue es nicht, Musik müsse dabei sein. Daß sie auf das Nervensystem — nicht allein der Jagdhunde — wirkt, ist eine allbekannte Sache, und eben deshalb ist es wohl erlaubt, die Frage aufzuwerfen, ob Musik in jedem Falle, und insbesondre, ob jede Musik kurgemäß sei? Ein Zweifel stellte sich unlängst in einem Badeort ein, der fast ausschließlich von Personen besucht wird, die zur Hysterie neigen, als die Kapelle vorwiegend Wagner'sche Musik zum besten gab. Bei diesen endlosen Dissonanzen, diesem Seufzen, Stöhnen, Wimmern, Zwitschern gedachten wir zuerst zustimmend der Theorie unsers Marienbader Freundes. Aber was ihm und seinesgleichen zuträglich ist, muß es das auch für

die Luftwandelnden und Eisenwasser schlürfenden Damen sein? Vielleicht widmen Physiologen und Ärzte dem Einfluß der Wagnerschen Musik auf die verschiedenen Nervenarten einige Aufmerksamkeit, die Wagnervereine würden ihnen gewiß gern Material für solche Studien liefern.

Straßenunfug. Daß man in den verkehrreichen Straßen unsrer großen Städte seiner Augen nicht mehr sicher ist, darüber ist schon viel geklagt worden. Von hundert jungen Männern sind ja jetzt neunundneunzig mit dem Knüttel bewaffnet, in allen Bierstuben laufen Knüttelhändler herum, die sich verschworen zu haben scheinen, nicht eher das Feld zu räumen, als bis jeder junge deutsche Mann seinen Knüttel hat, und die buntbeschlippte männliche deutsche Jugend macht ein Studium daraus, welches wohl die dümmste Art sei, den Knüttel auf der Straße zu tragen, wie sie auch ein Studium daraus gemacht hat, welches wohl die dümmste Art sei, den Hut oder die Mütze abzunehmen. Ja ja, die männliche deutsche Jugend hat zweiundzwanzig Jahre nach dem deutsch-französischen Kriege gar schwere Aufgaben zu lösen.

Neuerdings fängt aber auch die weibliche Jugend an, sich an diesem Straßenunfug zu beteiligen. Seit auf die Schirmgriffe unsrer Damen ein solcher Luxus verwendet wird, daß die Griffe nicht mehr zum Greifen bestimmt, sondern zu Schau- und Renommirstücken gemacht werden, die natürlich nun den Vorübergehenden unter die Nase gehalten werden müssen, fangen unsre jungen Damen an, den Schirm so zu tragen, wie ihn früher nur die Bauerweiber trugen, wenn sie Sonntags zum Jahrmarkt in die Stadt kamen: sie halten ihn inbrünstig auf dem linken Arme wie ein Bißkind, sodaß der geschnitzte Elfenbeingriff einen halben Meter weit über den Oberarm hinausragt. Es ist wirklich keine Kleinigkeit, sich jetzt auf einem belebten Fußweg durch alle die Knüttelspitzen und Schirmgriffe mit heiler Haut durchzuwinden; das klügste ist es, man flüchtet sich auf den Asphalt. Aber leidet denn das die hohe Polizei? Ja, was will sie denn machen? Sie kann doch nicht die feinen jungen Herren und Damen auf offener Straße anhalten und ihnen den Unfug verweisen? Sie könnte schon, wenn sie nur wollte.

Mr. Stanhope. Zu den wichtigsten Problemen der rasch fortschreitenden Heilkunde gehören die, gesunde Individuen durch Impfung mit eigentümlichen Bakterienprodukten unempfindlich für gewisse Infektionskrankheiten zu machen.

Es wäre ein gewaltiger Fortschritt, wenn dies in Bezug auf die Cholera gelänge. Zwei junge französische Gelehrte tragen sich mit der Hoffnung, diese Aufgabe erfüllen zu können. Dem Vernehmen nach stehen ihnen nicht allein Kaninchen, sondern ein begeisterter lebender Mensch zur Verfügung, an dem sie ihr Verfahren zu prüfen gedenken. Alle Zeitungen nennen den Namen des Tapfern: Mr. Stanhope.

Da die charakteristische Choleraerkrankung — so weit man bis jetzt weiß — nur den Menschen zu befallen pflegt, so ist es zweifellos von entscheidender Bedeutung, die Präventivimpfung an diesem erproben zu können.

Hingebende Objekte wie Herr Stanhope werden selten sein. Daher erwächst vor allem die Frage: Kann und wird die Art, wie die beiden Forscher ihr kostbares Objekt benutzen, zu einer bestimmten Entscheidung führen? Dies ist von vornherein entschieden zu verneinen. Mr. Stanhope hat sich, wie bekannt, frisch geimpft nach Hamburg begeben, um dort in provozirender Weise mitten unter

Cholerafranken zu leben und sich zu beschäftigen. Wenn Herr Stanhope, was jeder Menschenfreund mit ihm wünschen wird, unter diesen Verhältnissen gesund bleibt, so wird er damit nicht beweisen, daß er in Folge der Inpflanzung für die Cholera unempfindlich gewesen sei. Man wird ihn reichlich mit demselben Recht zu denen zählen können, die trotz dauernder und nächster Gelegenheit, die Krankheit zu erwerben, sei es durch des Zufalls Gunst, sei es durch eine Körperbeschaffenheit, die dem Cholera Bazillus nicht zu haften gestattet, von ihr verschont blieben. In der vorliegenden Form ist also das Experiment des Herrn Stanhope schlecht eingeleitet und darum völlig unnütz.

Ob es nun erlaubt ist, am Menschen mit dessen Einwilligung ernstere Versuche zu machen, bei denen Zufälligkeiten möglichst ausgeschlossen sind und das Experiment, wenn seine Voraussetzungen unrichtig waren, unmittelbar dem Objekt die tödtliche Krankheit bringt, das ist eine sehr zweifelhafte Frage. Lassen wir sie beiseite. Will Herr Stanhope wirklich ein entscheidendes Ergebnis erzielen, so ist nicht das Krankenhaus, sondern das Laboratorium auch ferner die zu empfehlende Stelle. Hier würden unserm Helden verschiedene einwandfreie, unmittelbar zum Ziel führende Verfahrensweisen zur Verfügung stehen.

Von dem entwickelten Standpunkt aus muß es jedem Sachverständigen verwunderlich erscheinen, daß man Herrn Stanhope für eine schon vorher überall verkündete, ganz unnütze Ausführung im Hamburger neuen Krankenhause Platz geboten hat. Man hätte den Herrn ins Laboratorium zurücksenden und die von ihm begehrte Stelle mit einem tüchtigen Wärter besetzen sollen. Kranke sollten nicht einem Manne preisgegeben werden, der nicht im Interesse der Pflege, sondern zu ganz andern Zwecken (schlechte Menschen könnten gar von Sport oder Necklame reden) sich eindrängt, der der „Reinheit“ des Versuchs wegen sich möglichst unreinlich zu verhalten gewillt ist*) und damit andre, Gesunde wie Kranke, gefährdet.

hoffen wir, daß die Berichte der Tagesblätter, besonders so weit sie die Beteiligung der Hamburger Krankenanstalten an dem Fall Stanhope betreffen, ungenau und übertrieben sind. Aber selbst dann werden die vorstehenden Zeilen nicht unnütz sein. Mißverständnis wissenschaftlicher Enthusiasmus und minder erfreuliche Beweggründe werden immer einmal wieder Gestalten wie Herrn Stanhope hervorbringen. Ihnen soll gesagt sein, daß, wenn auch der Staat sie selbst in ihren Bestrebungen nicht hindert, Krankenhäuser und Kranke doch nicht Tummelplatz und Gegenstände ihres Treibens sein dürfen.



Litteratur

Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele von Wilhelm Wundt. Zweite, umgearbeitete Auflage. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1892

Der Verfasser will mit dieser Neubearbeitung eine „Jugendstunde“ wieder gut machen. Die erste Ausgabe ist nämlich schon vor dreißig Jahren erschienen, und

*) Aus den „Berliner neuesten Nachrichten“ Nr. 485 ist zu ersehen, daß Herr Stanhope in einem langen Bericht im New York Herald sich rühmt, er esse mit seinen ungereinigten,